

Aus bitteren Anfängen zu treuer Freundschaft

I

Als wir nach Beendigung der Kampfhandlungen den Luftschutzbunker verlassen konnten und uns mit unseren Siebensachen auf den Heimweg machten, hatte sich unsere Heimatstadt Limburg gründlich verändert. Mit gewaltigem Lärm rollte eine endlose Schlange von Panzern, Kriegsgerät und Lastwagen durch die Frankfurter und dann die Wiesbadener Straße. Entlang der dröhnenden Maschinerie huschten wir zum Galmerviertel hinauf, Mutter vornweg. Nun habe sie keine Angst mehr, sagte sie, man werde uns nichts tun. Mein Bruder und ich, wir waren darin nicht so sicher, und so hielten wir uns dicht bei ihr und folgten ihr. An der Pallottinerkirche vorbei ging unser Weg und dann durch die Gärten hinüber zu unserem Haus in der späteren Goethestraße, der damals noch viel unverbautes Feld gegenüber lag.

Die Straße vor unserem Haus war lang und breit und mannstief aufgegraben, zuerst als Splittergaben gedacht und zuletzt als Schützengraben benutzt. Ein oder zwei Tage zuvor war hier noch geschossen worden, waren Soldaten gefallen und verletzt worden. Aber davon erfuhren wir erst später. Jetzt sahen wir nur massenhaft leergeschossene Patronenhülsen herumliegen. Und überall waren amerikanische Soldaten, alle mit Waffen, selbst in den Fenstern unseres Hauses lagen sie hinter halb zugeklappten Läden.

Als wir uns der Haustür nähern wollten, kam uns einer der Amerikaner entgegen; er wollte uns mit eindeutigen Handbewegungen wegjagen. Also blieb Mutter stehen und wir mit ihr, aber weggingen wir nicht.

Der Soldat, sein leichtes Schützengewehr über der Schulter, kam also auf uns zu und schrie lauter, als notwendig gewesen wäre: "Take off! Take off! Too dangerous for you! Take off!" Mutter versuchte, mit bestem Schulenglisch dem Soldaten zu sagen, dass wir hier wohnten; aber der wollte und konnte nicht verstehen - und wir verstanden seinen wohlgemeinten Rat auch nur als Herrschaftsgebaren der neuen Macht.

Der beugten wir uns natürlich und kehrten den Weg, den wir gekommen, zurück, weil wir hofften, fürs Erste bei unserer väterlichen Großmutter in der unteren Frankfurter Straße unterzukommen, dem Postamt gegenüber. Nun mussten wir der Schlange der Panzer und Wagen entgegengehen, und als die unvermittelt abbrach, entstand eine Lücke, aber nicht lange, da kam ein unendlicher Zug Gefangener die Straße herauf, in die Hände der Amerikaner gefallene deutsche Soldaten, die in Gefangenschaft abgeführt wurden. Sie mussten mit über dem Kopf gefalteten Händen in breiter Reihe und Marschordnung vorangehen, alle mit müden und traurigen Gesichtern, manche mit blutigen Verbänden, zum Teil in schmutzigen Uniformresten, an beiden Seiten von GI's mit Gewehren im Anschlag bewacht. Ihre Bewachung ließ mit bitterernsten Gesichtern und schussbereiten Gewehren bei den Gefangenen keine Zweifel aufkommen, dass sie ihre Pflicht zu tun wüssten, falls einer zu fliehen versuchte.

Fortan lebten wir mit zwei kurzen Unterbrechungen ein dreiviertel Jahr im Haushalt von Großmutter und Tante in der Frankfurterstraße 10, einem Hinterhaus mit großem Hof gegenüber der Post. Mir war das sehr recht, denn ich durfte eine kleine Dachkammer neben der der Tante beziehen, was mir eine wunderbare Selbstständigkeit erlaubte,

während mein Bruder sich ein Zimmer mit der Mutter teilen musste, wo er unter strengerer Kontrolle stand.

Haus und Hof trennte ein eigener Weg von der Frankfurter Straße; hier hatte eine benachbarte Eisenhandlung ihre Lager, deren eines mit seinem flachen Dach für uns von Mutters Fenster aus leicht erreichbar war. Das sollte bei schönem Wetter unser bevorzugter Aufenthalt werden, da wir hoch über dem Hof und außerhalb der ziemlich kühlen Wohnung niemanden störten - und keiner uns. Vor allem aber waren Haus und Hof gegen die allgemeinen Verwicklungen und Beunruhigungen abgeschirmt, wie sie sich alltäglich auf der Reichsstraße 8 abspielten, deren örtlicher Teil die Frankfurter Straße war. Natürlich steckten wir die neugierigen Nasen gar zu gerne in unsere gefährliche Umgebung; holten wir uns dabei aber einen Nasenstüber, war der Hofplatz ein ruhigeres Rückzugsgebiet.

Limburg war in jenen Tagen wirklich alles andere als ein Abenteuerspielplatz für einen noch nicht 12- und einen 8-Jährigen. Streiften wir dennoch wissbegierig durch die Stadt, bot sich uns ihr Anblick so erschreckend wie der eines zerfetzten Tiers: So viele zerstörte Häuser, einige ausgebrannt, riesige Bombenkrater mitten auf den Straßen, zwei gesprengte Brücken in der Lahn, ausgebrannte Panzer auf der Schiede, das Bahnhofsgebäude schwer getroffen, ungeheure Zerstörungen in den und längs der Eisenbahnanlagen, der Gemeindeteil des Georgshofes zertrümmert, viele Geschäftsgebäude ebenfalls, und wenn nicht ganz, so doch fast überall die Schaufenster und viele Fenster der Wohnhäuser in Scherben durch die Explosionen.

Schlimmer als diese Schäden waren die vielen zerstörten Menschenleben: Unzählige Tote, Verletzte und zerrissene Familien. Als wir zum ersten Mal wieder in die Pallottinerkirche gingen, machten uns Spielkameraden darauf aufmerksam, dass man in der großen Schönstattkapelle im Klostergarten die gefallenen Soldaten zusammengetragen hätte. Natürlich wollten wir das sehen, und wir schlichen uns dorthin, fanden aber die Kapellentür verschlossen. So mussten wir uns mit einem Blick durch ein kleines Seitenfenster begnügen, durch das wir nur einen kleinen Teil der vielen, vielen Gefallenen sehen konnten. Nicht nur deren Anblick, auch der ätzend süße Leichengeruch jagte uns mit Grauen davon, gerade dem Pallottinerbruder und Krankenpfleger Hamm in die Arme. Der sprach lange beruhigend auf uns ein, und sagte uns, es sei wirklich schlimm, was wir dort sähen, aber es sei am letzten Tag des Krieges weitaus Schlimmeres gnädig an ihnen vorübergegangen.

Als wir wissen wollten, was er damit meine, erzählte er, dass die Gestapo zuallerletzt das Kloster und mit ihm das ganze Krankenhaus hatte in die Luft sprengen wollen. Dass die Gestapo ihre Befehlsstelle unter dem Roten Kreuz auf dem Klosterdach untergebracht hatte, nahmen wir Bunkermenschen schon immer als empörenden Betrug und unrechte Vorteilnahme wahr, vor allem weil sie sich sonst immer als scharfe Hunde qualifizierten. Das jetzt zu hören löste bei mir zunächst ungläubiges Erstaunen aus, was sich jedoch rasch legte, als Bruder Hamm uns erzählte, wie sein Mitbruder Breisinger am Tage vorher zwei der Gestapobeamten beobachtete, wie sie im Heizungskeller verdeckt Sprengstoffpakete anbrachten und mit langen Zündschnüren versahen. Sie glaubten nämlich, das leicht unentdeckt tun zu können, da sie beide dort schon tagelang mit dem Verbrennen von Akten zu Gange waren. Doch Bruder Breisinger, der die Heizung zu versorgen hatte, habe sie beobachtet und daraufhin nicht aus den Augen gelassen, und, als die Autos zum Abrücken schon im Hof hupten, gesehen, wie sie die Zündschnüre anzündeten und davonstürmten. Kurz entschlossen habe er dann die Zündschnüre durchgeschnitten, und nun warte man auf die Amerikaner, dass sie die gefährlichen Pakete aus der Heizung abholten.

Die nächsten Tage und Wochen offenbarten uns und mir immer neue Schrecklichkeiten. Der Junge, der aus einem Kellerfenster heraus den ausgebrannten Panzer auf der Unteren Schiede mit einer Panzerfaust abgeschossen hatte, konnte mit dem Kriegsgerät nicht umgehen und hielt sich die Panzerfaust, während er zielte, vor den Leib, so dass der nach hinten ausströmende Feuerschweif ihn selbst traf. Er verbrannte ebenso jämmerlich, wie die im Panzer von ihm beschossenen Soldaten verbrannten. Dieses Ereignis meiner Kindertage, das damals alle Leute in der Stadt bewegte, wurde für mich zu einem abstoßenden Symbol für die grausame Sinnlosigkeit kriegerischer Gewalt.

Das Gegenteil sah ich in einem anderen Vorkommnis vorbildlich verwirklicht. In der Zeit, in der wir bei Oma und Tante Gretel wohnten, machte letztere aus Versehen eine Bemerkung, die mich dazu brachte, Jahre später mir ihren politischen Hintergrund aufdecken zu lassen. Die Tante erzählte nämlich nicht gerne von sich selbst; ich musste ihr, wie man so sagt, Wort für Wort aus der Nase ziehen.

Sie hatte in den Jahren vor dem Krieg als Schwester in Schönstatt im Kloster als Kindergärtnerin gearbeitet und war, nachdem ihr Vater 1937 gestorben war, zu ihrer Mutter zurückgekehrt, um sie zu versorgen. Deshalb arbeitete sie als Büroangestellte in verschiedenen Limburger Ämtern, bis sie der Militärärztliche Leiter des Ersten Lazaretts im von der Wehrmacht beschlagnahmten St. Vinzenz-Hospital als seine Sekretärin verpflichtete und vereidigte. Ähnlich hatte dieser ranghohe Offizier, Hals-, Nasen- und Ohrenarzt vor dem Krieg, den Verwaltungschef des Montabaurer Krankenhauses, das dieser als einer der Barmherzigen Brüdern geführt hatte, auf unerfindlichen Wegen dienstverpflichtet und in die Schreibstube des Lazaretts geholt. Er gewann damit zwei in ihrem Umfeld als absolute Spitzenkräfte Bekannte, die jedoch gegen die NS-Partei eingestellt waren und daraus keinen Hehl machten, für die Verwaltung des großen Lazaretts. Der Militärdienst sicherte sie gegen Zugriffe der Gestapo ab, und ihr Chef konnte deshalb nicht nur absolut ihrer Loyalität vertrauen, sondern sich auch auf ihre uneingeschränkte Dienstbereitschaft verlassen.

Die Kämpfe um Limburg hielten noch an, als zwei Schwerverwundete, beides Kriegsgefangene aus dem Freindiezer Stalag, in das St. Vinzenz-Lazarett eingeliefert wurden. Beide erhielten zwar - wie das Internationale Rotkreuz-Abkommen verlangt - eine operative Erstversorgung, konnten aber - wie die Bestimmungen der Wehrmacht festlegten - keine Aufnahme ins Lazarett finden. Ihr Zustand war offensichtlich äußerst kritisch, dennoch sah sich niemand des Sanitätspersonals im Stande, die beiden wenigstens so lange zu pflegen, bis ihre Rückführung ins Lager möglich geworden wäre.

Nach Rücksprache mit ihrem Chef nahmen deshalb die beiden Schreibstubenleute, der ehemalige Bruder und unsere Tante Gretel, eine fahrbare Bahre und eine Rotkreuzfahne und schoben zunächst den ersten der beiden sonst dem Tode Geweihten durch den Eschhöfer Weg zur Post und dann die Frankfurterstraße hinauf ins zivile Hilfskrankenhaus bei den Pallottinern. Dabei setzten der Hauptfeldwebel und die Tante ihr Leben aufs Spiel, weil links und rechts von ihnen Nahgefechte im Gange waren.

Da Deutsche wie Amerikaner ihnen jedoch Respekt erwiesen, fühlten sie sich nach und nach sicherer, und konnten den Schwerstverletzten noch rechtzeitig abliefern und auch die Bahre, auf die man einige Decken zusammenrollte und mit weißem Bettuch drapierte, ins Vinzenzhospital zurückfahren. Dort legte man den zweiten Verletzten auf die Bahre und überführte auch ihn ins rettende Krankenhaus. Das war nach den Bestimmungen über die Kriegsgefangenen gleichwohl unstatthaft, aber zunächst sah man den beiden zugedeckten Verletzten ihren Status nicht an - und dann war die Gestapo schon über alle Berge davon und ihre Warnung im Safe des Lazaretts, die beiden Dienstverpflichteten der Schreibstube

seien „wegen ihrer kirchlichen Bindungen politisch unzuverlässig“ allenfalls noch Makulatur.

III

Auf einem meiner Streifzüge durch die Stadt - es muss Ende April 45 gewesen sein - kam ich zum Rathaus, das unversehrt geblieben war, trotz einiger größerer Zerstörungen in seiner unmittelbaren Nachbarschaft. Ich fand das irgendwie tröstlich, denn hinter seinem ersten Fenster rechter Hand, das hatte mir die Mutter gezeigt, hatte mein Vater gearbeitet, ehe er vor 7 Jahren starb. Bestimmt war auch sein Arbeitsplatz und sein Schreibtisch erhalten geblieben? Ich ging also die breite Eingangstreppe hinauf, fand aber die große, nur schwer aufzudrückende Tür verschlossen. Im Umdrehen fiel mein Blick auf einiges Zeitungspapier. Nanu, gab es denn schon wieder Zeitungen?

Als ich näher hinschaute, sah ich Bilder und las ich Überschriften und etwas Text, die mir das nackte Grauen einjagten, Bilder von Toten, Erhängten, Verhungerten - Machten die amerikanischen Soldaten so etwas? Ich musste nochmals hinschauen, noch etwas lesen, dann wurde mir klar: Die Amerikaner hatten Lager entdeckt, in denen Deutsche solche Verbrechen begangen hatten. Fassungslos rannte ich nach Hause, und verließ einige Tage lang nach Möglichkeit nicht meine Dachstube. Mich ängstigten die Bilder zu sehr, und ich hätte um alles in der Welt nicht über meine Entdeckung sprechen können.

Als aber einige Wochen später zwei oder drei Pallottinerpatres aus Dachau entlassen wurden und sie in der Pallottinerkirche predigten und von ihrer Haftzeit sprachen, überraschte ich, als bei Tisch die Rede darauf kam, Mutter, Oma und Tante mit der Behauptung, dass die Patres doch großes Glück gehabt hätten, dass sie noch lebten. Endlich war es heraus, was ich wusste, und ich musste und konnte den Großen von meinem Fund erzählen.

IV

Dreimal mussten wir aus unserer Wohnung im Galmerviertel heraus und die Gastfreundschaft von Oma und Tante in der Frankfurter Straße in Anspruch nehmen: Einige wenige Tage unmittelbar nach Einstellung der Kampfhandlungen, drei Wochen 14 Tage später und kurz darauf noch einmal, dann aber für ein dreiviertel Jahr.

Im ersten Zeitabschnitt waren es Soldaten der kämpfenden amerikanischen Truppe, die in unsere Wohnungen unmittelbar nach Nahkämpfen mit Widerstand leistenden SS-Männern einzogen. Sie hinterließen ein der Situation entsprechendes Durcheinander, hatten unser Geschirr und unsere Wohnungseinrichtungen benutzt, hatten aber außer der aufgebrochenen Wohnungstür keine ernsthaften Schäden angerichtet. Mein Bett war blutüberströmt; es war wohl ein Verwundeter hier versorgt worden.

Schwieriger wurde für uns die Lage, als der zweite Zeitabschnitt endete, da Möbel und Inventar mehrere Wochen lang benutzt und den Bedürfnissen entsprechend in andere Wohnungen verschleppt wurden. So dauerte es einige Zeit, bis sich unsere Betten, Schränke, Tische und Stühle alle wieder bei uns eingefunden hatten.

Das sollte aber nicht lange so bleiben, denn bald schon bekamen wir mitgeteilt, in einigen Tagen müssten wir erneut ausziehen, und zwar für längere Zeit, und welche Sachen wir mitnehmen durften und welche in den Wohnungen zu verbleiben hatten. Und, damit man sich auch an diese Anordnungen hielt, stellte die Militärverwaltung in überschaubaren Abständen bewaffnete Wachposten vor unsere Häuser, die alle herausgetragenen Behältnisse kontrollierten.

Natürlich fürchteten sich alle vor diesen Kontrollposten, aber bald stellte sich heraus, dass unter ihnen viele sehr großzügig ihrer Pflicht nachkamen und wohl weniger uns

schikanieren wollten, als die verdeckte Beseitigung belastender Nazimaterialien und Waffen verhindern sollten.

Zum festgesetzten Zeitpunkt mussten alle ihre Wohnungen verlassen und die Schlüssel den Posten abgegeben haben. Dann zog ins Galmerviertel ein Infanteriebataillon ein und nahm nicht nur die Wohnblocks sondern auch die umliegenden Gärten, Wiesen und Felder für seine Zwecke in Besitz. Waren seine beiden Vorgänger nur für eine kurze oder doch absehbare Zeitspanne in unseren Häusern abgestiegen, diesmal richteten sich die Amerikaner von vorneherein auf nicht absehbare Zeit häuslich ein, mit allem Drum und Dran; diese Truppe sollte und wollte demnach als Besatzung in Limburg bleiben.

Der Chef des Bataillons war ein Major Broker, der seine Residenz im Jugendstilhaus der Bäckergenossenschaft aufschlug. Er und seine Administration waren die lokale Vertretung der amerikanischen Militärregierung und so zu sagen als Stadtkommandantur Ansprechpartner für die deutsche Zivilbevölkerung und deren Vertreter und Behörden.

Die Truppe stand unter dem Befehl von Captain Donald L. Ford und einer Gruppe ihm untergeordneter Lieutenants, die den Kompanien vorstanden, unterstützt von Sergeants unterschiedlichen Grades. Die Leitung und Verwaltung für die Truppe war in der einstigen Jugendherberge in der Diezerstraße untergebracht, ihre Versorgungs- und Kommunikationseinrichtungen in der ehemaligen Landwirtschaftsschule in der Walderdorff-Straße. Dort bewohnten auch die Offiziere einige Villen, und im Priesterseminar richteten die Amerikaner ein Lazarett für ihre Leute ein, in dem eine Gruppe von Ärzten einigen Medics and Nurses vorstanden. Auf dem damaligen Marktplatz wurde ein Fuhrpark für die vielen Trucks and Jeeps der Truppe eingerichtet und für Deutsche unzugänglich eingezäunt, während die übrigen amerikanischen Einrichtungen frei zugänglich blieben.

V

Diese relativ offene und in der Stadt zerstreute Unterbringung der Besatzungstruppe führte schon nach kurzer Zeit zu vielfältigen Kontakten zwischen den amerikanischen Soldaten und den einheimischen Zivilisten. Zwar wurde allen Soldaten ein striktes No fraternizing! eingeschärft, aber bis zur Verbrüderung musste es ja nicht gleich führen, wenn alltägliche oder gar nicht abweisbare Probleme von dieser oder jener Seite an die jeweils andere herangetragen und einvernehmlich gelöst wurden.

So erinnere ich, dass sich der katholische Truppenseelsorger bei den Pallottinern mit Hostien und Messwein versorgte und öfters dort eine Messe feierte, bei der ihm der eine oder andere von uns Messdienern diente.

Und dieser Kontakt war es dann auch, der zu einer ersten größeren Hilfsaktion führte. Als der mir gleichaltrige Willi Pabst, der nur wenige Häuser von uns entfernt wohnte, mit mir zusammen in die Schule gegangen und damals auch Messdiener war, plötzlich erkrankte und in eine tiefe Agonie verfiel, rätselten die Ärzte im Krankenhaus lange, bis sie eine sichere Diagnose stellen konnten: eine durch Tuberkelbazillen ausgelöste Hirnhautentzündung - damals unheilbar.

Über den Militärgeistlichen und das Lazarett im Priesterseminar gelang es, aus Amerika Antibiotika zu seiner Behandlung zu bekommen, mit denen die Ärzte hier wochenlang den Kampf um das Leben meines Klassenkameraden führten, leider vergeblich für den armen Willi, aber ein vielbeachtetes Zeichen der Menschlichkeit, das allgemein überraschte.

Insgesamt legte sich relativ rasch eine erstaunlich friedliche Stimmung über die Stadt, in der einerseits die Besatzung - weil von der Bevölkerung stillschweigend hingenommen - unverkennbar ihre Macht demonstrieren konnte und andererseits die Bevölkerung versuchte, die Kriegsschäden und ihre Folgen nach und nach zu beseitigen oder doch wenigstens abzumildern - und darin im Einzelfall von den Amerikanern unterstützt wurde.

Dass unter den fremden Soldaten eine gewisse Zahl Farbiger ihren Dienst tat, war für die allermeisten Limburger zwar zunächst ungewohnt und für nicht wenige sogar furchterregend, bis sich deren als besonders zurückhaltend oder gar freundlich empfundenenes Auftreten herumsprach und immer wieder bestätigte.

Dazu mag nicht wenig beigetragen haben, dass die Versorgungslage der Deutschen sich rapide verschlechterte. Nun, da die Importe aus den von deutschen Truppen besetzten und ausgeplünderten Ländern schlagartig ausblieben und eigene Erzeugnisse durch die vielfältigen Zerstörungen, darunter fast aller Verkehrsverbindungen, kaum noch in den Läden erschienen, glänzte der lässig zur Schau getragene Überfluss der Besatzer umso verführerischer. Was die wegwarfen, war für uns Goldes wert: Ihre Zigarettenkippen las man von der Straße auf, entfernte das Papier und rauchte den noch nicht verbrannten Tabak in der Pfeife. Die Speckseiten, die vor den amerikanischen Küchenzelten abgelegt wurden, wurden in deutschen Pfannen ausgelassen und lieferten bestes Schmalz. Von den in Wachspapier gegen Feuchtigkeit und Verderb geschützten Fertigmahlzeiten blieben an jedem Platz, an dem amerikanische Soldaten gerastet hatten, wertvollste Reste übrig: Fleischkonserven, Müslipäckchen, Süßigkeiten, Erdnussbutter, Marmelade, Kekse, Brausepulver, ja manchmal sogar zwei oder drei Zigaretten samt Streichhölzern.

Natürlich strichen wir Kinder, die monatelang keine Schule hatten, um die Quellen solcher Herrlichkeiten herum, so oft wir nur eben konnten - und die Soldaten duldeten das nicht nur in erstaunlichem Maße, manche hatten offensichtlich ihren Spaß an unserem Treiben, wenn wir nicht gerade eines der großen Benzinfässer umwarfen, in denen sie ihre Abfälle sammelten und wegschafften.

Es gab Soldaten, die Kinder wegjagten, wie man lästige Schmeißfliegen wegscheucht; es gab aber auch solche, die uns mit freundlichen Bemerkungen bedachten und kurze Gespräche anknüpften, denn das Bedürfnis nach harmlosen Kontakten war wohl auf beiden Seiten gleich ausgeprägt.

Aber Kinder konnten auch unerwartet nützlich sein. Der Feldweg zwischen der Wiesbadener- und der Galmerstraße war nicht befestigt und deshalb dem ständigen Verkehr der Jeeps und Trucks nicht gewachsen. Bei Regenwetter weichte diese vielbenutzte Verbindung nicht nur auf, es bildeten sich wahre Schlammseen dort, und die recht flott durchfahrenden Wagen spritzten den Dreck nach allen Seiten. Den jungen Soldaten schien das Spaß zu machen, und wir standen in der Nähe, schauten staunend zu und lachten, bis eines der Jeeps im Matsch stecken blieb und sich - trotz Allradgetriebe - immer tiefer in den weichen Untergrund wühlte.

In dem Jeep saß neben dem jungen Fahrer ein älterer Soldat, und wir sahen, dass beide keine Anstalten machten, auszusteigen und vermuteten, dass sie sich im Matsch nicht schmutzig machen wollten - aber trotz ihrer Bemühungen nicht flottkamen. Ein Nachbarsjunge und ich, wir wussten Rat, liefen in den anliegenden Garten und holten zwei kleine dort liegende Bündel abgeschnittener Strauchzweige und warfen sie dem Jeep links und rechts vor die Räder. Die fassten wieder Boden, und der Jeep konnte weiterfahren. Die zwei Soldaten winkten uns dankbar zu und wir fühlten uns stark.

Einige Zeit später hielt ich mich in der Nähe unseres Hauses auf, aus dem ich den Älteren der beiden Schlammfahrer herauskommen sah. Als er mich erblickte, kam er auf mich zu und sprach mich an: „Aren't you one of the boys ...?“ Er bedankte sich, und ich gab ihm zu erkennen, dass ich hier wohnte, bis wir das Haus hatten verlassen müssen. Daraufhin bot er mir an, mit ihm in unsere Wohnung zu gehen und zu schauen, ob ich noch irgendetwas dort herausholen wolle.

Das ließ ich mir nicht zweimal sagen; „Ich hätte mir schon gerne meine Dampfmaschine geholt“, antwortete ich, weil mir in dem Augenblick nichts Besseres einfiel. Er nahm mich

wirklich mit in unsere Wohnung, wo ich sah, dass unser Wohnzimmer in ein Büro verwandelt war und Vaters großer Schreibtisch in dessen Mitte stand mit seinem Schreibsessel dahinter. Ich erklärte das dem Soldaten, der mir darauf erklärte, er benutze den Schreibtisch, denn der sei schön groß und gut für ihn als First Sergeant of this Company. Und er heiße Linder, und ich könne ihn jederzeit besuchen kommen, wann immer ich wolle. Auf den Schreibtisch werde er gut aufpassen. Und tatsächlich fanden wir ihn Monate später ebenso wie unseren großen Bücherschrank in bestem Zustand wieder, und ebenso alles, was wir an Papieren und Büchern hatten zurücklassen müssen. Meine Dampfmaschine durfte ich mir mitnehmen, und vor allem hatte ich fortan einen Zauberschlüssel, mit dem ich mir jederzeit Zugang zu dieser Abteilung verschaffen konnte. Ich musste nur erklären, dass ich First Sergeant Linder zu sehen wünschte, und schon brachte oder schickte man mich zu ihm.

VI

Elwood Leonor Linder kam aus Wisconsin; zu Hause war er Lehrer gewesen, und fand Spaß daran, in mir einen neugierigen und gelehrigen Jungen zu finden, dem selbst lange Erzählungen nie zu lange wurden. Mir war die Bekanntschaft kostbar; nie hätte ich ihn um etwas angebettelt oder seine Bekanntschaft irgendwie ausgenutzt, dafür war mir das, was ich von ihm erfuhr, viel zu interessant. Er erzählte mir vom Leben der amerikanischen Kinder, von seiner Schule, davon, dass er als Lehrer so wenig Geld bekam, dass er sich nachmittags als Schiedsrichter auf den Sportplätzen etwas dazuverdienen musste, um sich und seine alte Mutter unterhalten zu können. Von den Schoolboards erzählte er mir und interessierte sich für meine deutsche und meine lateinische Handschrift, und zeigte mir, wie amerikanische Kinder in der Schule schreiben ernten. Er wollte auch unsere Familie kennenlernen, und machte im Laufe der Monate, die seine Truppe in Limburg war, von meinem Bruder und mir auf der Treppe der Landwirtschaftsschule eine Aufnahme, die er seiner Mutter schicken wollte, und von der ich heute noch einen Abzug besitze. Mit ihm stand ich noch lange Jahre in brieflicher Verbindung, und ich war selbst schon jahrelang Lehrer, als ich eines Tages meinen letzten Brief an ihn zurückgesandt bekam mit der Bemerkung : *Mr. Linder died last week*. Damals lebte seine Mutter noch, und ich kondolierte ihr selbstverständlich. Darauf sandte sie mir ein Bild ihres großen weißhaarigen Elwoods, auf dessen Rückseite sie zittrig schrieb: *He was my very beloved son*.

Unvergesslich blieb mir meine erste Tätigkeit als 'Dolmetscher' in seinen Diensten. Ich war mit ihm bei der Truppenverwaltung in der Jugendherberge, als dort eine heftige Diskussion zwischen den Soldaten und einigen ihrer deutschen Kriegsgefangenen ausbrach, deren Ursache ich so wenig kannte wie ich die beklagten Tatsachen wirklich verstand. Da aber die Gefangenen dort im Untergeschoss Handwerksarbeiten verrichten mussten und Schilder schreiben und bemalen mussten und in der Auseinandersetzung häufig ein Wort vorkam, das sich wie das deutsche *Lachs* anhörte, schloss ich messerscharf, es ginge darum, für weitere Schilder weitere Lacksorten zu besorgen.

Ich bot an, das Nötige zu besorgen und fragte Linder also, *how many ?* - wie viele man benötige und erhielt die Antwort fünf oder sechs. *And how much ?* - und wie viel? - - Darauf blickte er mich verständnislos an, weil er meine Frage nicht verstand. Ich bohrte mit der Erklärung nach, was sie da wollten, gäbe es nur in Kilo-Dosen, worauf wiederum unverständiges Kopfschütteln erfolgte, zum Schluss aber doch sein Yes and OK. Und welche Farbe sollte es sein? Braun oder Blau oder Rot? Also schön, wenn es die nur in Kilo-Dosen gebe, dann getrost. Die Farbe spiele überhaupt keine Rolle. Nur sollten wir uns - einer der Soldaten und ich - eine Rechnung ausstellen lassen und sie ihm vorlegen.

Von der Jugendherberge zum Farbenhandel Bündel in der Salzgasse war es nur ein kurzer Weg, aber der mich begleitende Soldat bestand darauf, mit dem Jeep dorthin zu fahren.

Nun waren Lackfarben damals Mangelware und 5 oder 6 Dosen schon eine ungewöhnlich große Menge. Nach einigen Verhandlungen erstanden wir schließlich 4 Kilodosen rotbraunen Fußbodenlacks und 2 Dosen schwarzen Ofenlacks. Und stolz über unseren Erfolg präsentierten wir sie der Verwaltungsstelle - und wurden gründlich ausgelacht.

Linder erklärte mir, es seien in der vergangenen Nacht Einbrecher im Keller gewesen und hätten einiges gestohlen, deshalb müsse man möglichst rasch die aufgebrochenen Türen mit einigen *locks* - Schlössern absichern. Nun, die besorgten wir, wenn auch mit größeren Mühen, dann auch noch. Und anschließend fand die Einbruchserie ein Ende und allgemein sah man in Limburg viele schöne Schilder mit lackglänzenden Aufschriften in Rotbraun und Lackschwarz, die die Gefangenen mit unserem Lack kunstvoll gemalt und die Soldaten für ganz verschiedene Zwecke aufgehängt hatten.

Linder selbst muss wohl in der Verwaltung von meinen großartigen Übersetzungskünsten erzählt haben, denn hiernach waren diese, wenn auch oftmals von einem leicht ironischen Lächeln begleitet, immer häufiger gefragt, und, da ich in Zweifelsfällen nun gründlich nachfragte, gewöhnlich ausreichend. Selbst zu wichtigen Verhandlungen zog man mich hinzu, z. Bsp. wenn ein Soldat eine Familie suchte, um dort seine Wäsche waschen und bügeln zu lassen und man ausmachen musste, wo und wann die Übergabe erfolgen und wie hoch die Leistung in den gängigen Einheiten der Naturalwährung gezahlt werden sollte.

Aber nicht nur solch triviale Händel hatte ich zu begleiten, oftmals ergaben sich auch Gespräche über Sitten und Bräuche, über dieses und jenes Schriftstück, ja über Persönliches. Dann ging es weniger um eine richtige sprachliche Übersetzung als um eine sachliche oder auch zwischenmenschliche Verständigung.

Dem Zwölfjährigen Jungen, der neben ihm im Jeep saß, erzählte manch einer das, was er keinem in seiner martialischen Umgebung erzählte, obwohl es ihm auf der Seele brannte und über die Lippen wollte. Da war ein Brief gekommen mit einer schlimmen Nachricht, oder es kam keine Nachricht von der Liebsten daheim, jetzt schon seit Wochen nicht mehr. Die Frau erwartete ein Baby, und die letzte Geburt war so schwierig gewesen. Ein anderer hatte schlecht geträumt, von einer schrecklichen Szene im vergangenen Kampf am Rhein.

VII

Aber auch für die Soldaten war der Umgang mit mir nicht nur lustig. Einmal, ich hatte einen der Amerikaner in die Stadtkommandatur begleitet, weil ich ihm, der sich gegen banale Vorwürfe einer Frau wehren wollte, die deutschen Verhandlungsteile übersetzen sollte. Da sich das ganze als Missverständnis in Wohlgefallen auflöste, gingen der Soldat fröhlich pfeifend und ich ihm voraushopsend die große Treppe der Bäckergenossenschaft hinunter und aus der Türe hinaus, und schon lief ich zwischen zwei parkenden Autos auf die Straße, weil unser Jeep auf der anderen Seite unter dem Vordach einer Tankstelle stand. In dem Augenblick kam ein anderer Jeep von der Seite, dessen Fahrer mich so wenig sah wie ich ihn. Ich wurde von dem Fahrzeug erfasst und auf die Seite geschleudert, wo ich einen Augenblick besinnungslos liegen blieb. Als sich wieder zu mir kam, konnte ich nicht mehr atmen.

Dem um mich besorgten Soldaten konnte ich auf seine Fragen nur stimmlos antworten: "I can't get any air." Worauf er mich hochhob, auf seine Arme nahm und zum Jeep des Fahrers ging, der mich angefahren hatte, bei ihm einstieg, und im Hurra ging's los: die Grabenstraße runter, zur Pontonbrücke über die Lahn und zum Priesterseminar hinauf ins amerikanische Lazarett.

Inzwischen hatte ich mich von dem anfänglichen Schock etwas erholt und konnte dem diensttuenden Arzt Rede und Antwort stehen, der aber damit nicht zufrieden war, sondern mich ganz vorsichtig aber sehr gründlich untersuchte. Und das mit dem Ergebnis, ich hätte viel Glück gehabt, aber am nächsten Tage werde ich von den erlittenen Prellungen an vielen Stellen blaue Flecken haben und gehöre für die nächsten 10 Tage ins Bett, strenge Ruhe einhaltend, damit die Gehirnerschütterung gründlich ausheile.

Als mich der Soldat, dessen Name ich nicht mehr erinnere, zuhause ablieferte, erschranken Mutter und Oma; ich aber verschwand in meiner Dachkammer und ließ mich sehr leidend pflegen. Am nächsten Tag kam Linder nach mir sehen, und was er mit Mutter besprach, blieb mir natürlich verborgen. Der Unfall war eindeutig meine Schuld, und ich wartete die 10 Tage geduldig ab, wenn ich Schritte auf der Treppe hörte, immerzu fürchtend, nun komme die Military Police oder ein deutscher Polizist, mich zu verhören oder gar Schlimmeres veranlassend. Mehrmals kam der Soldat, der sich Vorwürfe machte, nicht besser auf mich aufgepasst zu haben, und überzeugte sich von der Besserung meines Zustandes und mich von der Qualität amerikanischer Süßigkeiten.

In diese Zeit fiel auch jenes Vorkommnis, über das ich damals viel nachdachte aber niemals mit jemandem sprach. Im Verkehr mit den Soldaten bekam ich natürlich vieles mit, das zu ihrem militärischen Dienst und Alltag gehörte. Die Pflege ihrer Waffen und Geräte, die Aufbewahrung ihrer Vorräte, was sie sich im PX-Shop holten, wie ihre Gesundheitskontrollen abliefen, was bei ihren Appellen von ihnen verlangt wurde usw. Viele Zusammenhänge verstand ich nicht, viele Ausdrücke blieben mir sprachlich unverständlich. Aber nun wirklich nicht alles, und ich wunderte mich über die Vertrauensseligkeit, mit der man mir begegnete. Ich habe sie nicht missbraucht, habe nie etwas ausgeplaudert, was nicht allen und jedem offensichtlich war.

Unter dem mir Bekannten und ganz und gar nicht für andere Ohren Bestimmten gehörte eine geheim angeordnete allgemeine Razzia auf Waffen und Nazimaterialien, die alle Häuser und Wohnungen und sonstigen Gebäude in Limburg betreffen würde. Zwei Tage vor dem Termin gaben mir drei verschiedene Soldaten zu verstehen, dass so etwas bevorstehe, und ich gut daran täte, Eltern und Verwandte zu warnen, denn es drohten ernste Strafen.

In unserem Haushalt gab es nichts dergleichen, und hatte es auch weder das eine noch das andere je gegeben. Doch, meinen Jungvolk-Dolch und eine Kleinkaliberpistole, die ich gegen Kriegsende einem Schulkameraden gegen daheim geklaute Zigaretten abhandelte, aber beides hatte ich schon nach dem großen Angriff vor Weihnachten in den Busche-Weiher versenkt.

Ich blieb Tag der Razzia zu Hause, empfing die bis an die Zähne bewaffneten Kontrolleure an der Wohnungstür, rief die Mutter hinzu und wir gingen mit ihnen in alle Räume. Sie kontrollieren genau, wie es ihre Pflicht war, und gingen mit einem OK die Treppe hinauf zur Nachbarwohnung.

VIII

Zur selben Zeit sehe ich mich noch als 12-Jährigen, weil die Eisenbahn noch nicht wieder fuhr, allein den Schienen folgend von Limburg nach Niederzeuzheim gehen, wo ich aus der Decherschen Mühle durch Vermittlung einer Freundin der Mutter etwas Mehl abholen konnte. Auf den Schwellen der Bahn konnte ich ebenso schlecht gehen wie auf dem Schotter des Bahnkörpers; die Abstände der Holzbalken passten nicht zu meiner Schrittlänge und die spitzen Basaltbrocken der Stückung bereiteten auf die Dauer an Fußsohlen und -gelenken Schmerzen.

Das eine war nichts und das andere auch nicht, ich musste einen anderen Weg nach Hause finden, zumal nun noch 25 Pfund Mehl und Grieß in meinem Rucksack meinen Rücken quälten. Aber ich fand über Wege neben der Bahn und querfeldein nach Hause und fiel abends stolz und todmüde in mein Bett: Mutter hatte wenigstens Mehl zum Backen und Grieß für Brei.

So wurde die zweite Jahreshälfte 1945 für mich eine Zeit der Reife, in der ich meine Kindheit abzustreifen begann. Zunehmend öffneten sich mir Freiräume, in die ich selbstbestimmt hineingehen konnte, die man mir anvertraute, in denen ich eigenverantwortlich handeln musste. Natürlich war ich mir dessen damals nicht bewusst; bewusst wurde mir aber, dass ich mich von unserer Familie langsam löste, bei meinen amerikanischen Freunden jedoch nicht daheim war. Ich stand in einem frischen Wind zwischen beiden und spürte beiden gegenüber eine kindlich bedeutsame Verantwortung. Das war wohl den ernstesten Ereignissen jener Jahre geschuldet, wie sie unsere Generation durchlebte und an ihnen reifte, gerade weil sie uns nicht unverletzt zurückließen.

Am tiefsten beeindruckten mich Gespräche mit Donald L. Ford, dessen Gedanken mir einen ersten Einblick in die Ideen der amerikanischen Freiheitsverfassung gaben. Wir waren uns in der Verwaltung oft begegnet, aber ich machte um den hohen Offizier mit dem ernstesten, pockennarbigen Gesicht möglichst einen Bogen, ihn, vor dem selbst Linder großen Respekt zeigte und sicher nicht umsonst meistens mit klarem „Yes, Sir!“ antwortete.

Wenn ich mich recht erinnere, war es auch Linder, der mich fragte, ob ich bereit wäre, mit dem Captain und seinen Offizieren einen Gang durch die Old Town of Limburg zu machen und ihnen alles Wichtige zu zeigen. Ich brauche mich nicht zu fürchten, zivil sei Ford sehr umgänglich. Ich bat mir von Linder einen Tag Bedenkzeit aus, weil ich Mutters Zustimmung einholen wollte.

Sie wandte nichts dagegen ein, machte mir bei dieser Gelegenheit aber unmissverständlich klar, dass sie wie schon Linder, der selbst mit mir einmal zur Mutter gegangen war, die Männer, unter denen ich doch einen großen Teil meiner Zeit verbrachte, unbedingt kennenlernen wollte, um, wie sie das ausdrückte, *sich von ihnen einen Eindruck zu verschaffen*.

Das war wohl auch die Absicht Donald L. Fords, der sich selbst und seinen Offizieren *einen Eindruck von der Stadt verschaffen* wollte, in der sie so lange Zeit lebten und deren Menschen sie zu überwachen hatten, ohne sie doch wirklich kennenlernen zu dürfen. So weit dachte ich damals freilich nicht, fand es aber interessant, dass in der kleinen Gruppe von Offizieren offensichtlich je ein Nachkomme afrikanischer und indianischer Vorfahren war. Dunkelhäutige Personen hatte ich schon öfter gesehen, aber noch nie einen Verwandten Winnetous; das fand ich denn doch sehr spannend. Und das besonders, weil diese Männer ganz fröhlich und unkompliziert und ohne besondere Abstände miteinander verkehrten.

Ich führte die Gruppe zunächst durch die Gassen der damals noch nicht restaurierten Altstadt, erklärte ihnen die Gassennamen und deren Bedeutung im mittelalterlichen Leben, zeigte ihnen, wie Zimmerleute einst bauten und wie die hier vorherrschenden Fachwerke errichtet wurden und machte sie auch auf die wenigen alten Steinbauten aufmerksam. Hier und da musste ich ihnen ein Hausschild erklären und dessen einstige Ordnungsfunktion, und sie erzählten mir vom amerikanischen System der nach Buchstaben und Zahlen benannten Häuserblöcke und wie man sich an ihnen orientieren könne..

Wir schauten in den Schlosshof und gingen um den Dom herum; und dann blickten wir vom Domfriedhof auf die gesprengten Brücken, auf die Alte Lahnbrücke, 600 Jahre alt und jetzt in der Mitte zerstört, und auf die kaum 10 Jahre alte Autobahnbrücke, deren mittlere Pfeiler samt Fahrbahn den Fluss wie ein aufgeschütteter Damm sperrten und zu einem bis an den Rand Eschhofens reichenden See aufstauten.

Dass die ältere Brücke 600 Jahre alt sein sollte und der Dom 1935 sein 700-jähriges Jubiläum feierte, rief bei meinen Zuhörern ungläubiges Erstaunen hervor, dessen Diskussion einen der Leutnants, der den schönen Namen Westmoorland trug, zu dem mir unvergesslichen Ausspruch führte: *Und in den Staaten ist ein 100 oder 150 Jahre altes Gebäude quite a landmark - schlicht ein Wahrzeichen.*

Wir gingen natürlich auch in den Dom hinein, in die damals in der Fassung der Restaurierung für das Jubiläum noch durch ihre dunkle Stimmung beeindruckende Kirche, und erzählte, dass ich hier zur Ersten hl. Kommunion und zur Firmung durch unseren Bischof geführt worden sei. Damals ging man im Dom noch über die Grabplatten der dort begrabenen Geistlichen und ersten Bischöfe, was die Offiziere sehr zum Nachdenken brachte.

Bevor wir auseinandergingen, dessen erinnere ich mich klar und deutlich, sagte ich Ford und seinen Offizieren, Deutschland sei ein Land mit einer sehr langen Geschichte, und erzählte ihnen, ich hätte von meinem Großvater ein Album mit Zigarettenbildern, in dem aus der Vergangenheit unseres Landes viele schöne, viele traurige, viele schlimme und viele gute Geschichten dargestellt seien. Man dürfe unser Land nicht nur nach den beiden Weltkriegen verurteilen und verdammen.

Darauf sagte der Captain, der sich bis dahin sehr zurückgehalten hatte: „Das ist wahr. Der Großvater meiner Frau stammte aus Deutschland, und in den Staaten hatten Deutsche bis zuletzt einen sehr guten Namen.“

IX

Wohl um mir eine Freude zu machen, fragte mich Donald L. Ford einige Tage später, ob ich Lust hätte, an einem der nächsten Nachmittage mit ihm nach Wiesbaden zu fahren; er habe dort dienstlich zu tun, aber nur kurz, und anschließend könnten wir uns zusammen die Stadt ansehen. Als ich davon Mutter erzählte, erinnerte sie mich daran, dass sie schon früher darauf gedrängt habe, die Leute kennenzulernen, mit denen ich da zu tun hätte.

Darüber schmunzelte Ford erstaunt, war aber sofort einverstanden, ich solle ihn vorher abholen und zu meiner Mutter bringen.

In der Walderdorff-Straße stieg er dann mit mir in einen schicken weißen Mercedes V2 mit Ledersesseln, und in dem fuhren wir zunächst zu uns, in dem Hinterhof nicht wenig Aufsehen erregend, und Ford stieg mit mir aus und die Treppe hinauf in Omas Wohnung. Aber der höfliche Mann bestand diese kritische Prüfung spielend, und wir durften zusammen nach Wiesbaden fahren.

Ford war ursprünglich Agent einer Versicherung gewesen und hatte dann eine Militäarakademie besucht. Wie sich herausstellte, war seine Fahrt nach Wiesbaden mehr eine Gelegenheit, das den Offizieren irgendwie in die Finger gefallene Auto einmal richtig auszufahren, und diese Gelegenheit nutzte Ford spitzbübisch sich freuend weidlich aus. Einerseits imponierte mir die Geschwindigkeit, mit der er über die leere Hünenstraße brauste, natürlich sehr, andererseits kämpfte ich auf der kurvenreichen Strecke mit meinen Innereien, da ich ja Autofahren absolut nicht vertrug. Und als ich mich in diesen Kampf unterliegend fürchterlich übergeben und schämen musste, zeigte Ford wirkliches Verständnis und fuhr den Rest der Strecke sanft wie ein Lämmchen.

Als Ford mit seinem Bataillon Limburg verließ, vereinbarten wir, in Briefverbindung zu bleiben. Diese überdauerte Jahre, seine Rückkehr in den ursprünglichen Beruf und seine erneute Einberufung in den Militärdienst, der ihn in den Koreakrieg führte. Nach dessen Ende im Spätherbst 1953 ergab sich für ihn die Möglichkeit, seinen Heimflug in Frankfurt zu unterbrechen. Dort lieh er sich einen Wagen und fuhr nach Limburg, um mich zu überraschen. In der Frankfurter Straße traf er auf meine Tante, die ihn in die Goethestraße schickte, wo Mutter ihm mühsam beibringen musste, ich sei zu einem Pädagogischen Praktikum in Hangenmeilingen im Landschulheim Vogt.

Das war nur schwer zu finden, aber als der amerikanische Major dort plötzlich auftauchte und nach mir fragte, hatte man noch größere Not, ihm die Lage des Ackers 'Auf dem Steinchen' zu erklären, wo ich mit einer Gruppe älterer Schüler bei der Kartoffelernte war; und nicht schlecht erstaunte, als am Ackerrand unerwartet einem Auto ein amerikanischer Offizier entstieg. War das ein Wiedersehen!

Ford war sichtlich gealtert, der Koreakrieg hatte ihn offensichtlich tief geprägt. Mein Gast hatte nur einige Stunden Zeit, die wollte er nutzen, mir gedrängt einige wichtige Informationen zu geben, die er Briefen nicht anvertrauen konnte. Er, der in seiner Stellung in einem der leitenden Stäbe der Army mehr erfahren hatte, als allgemein bekannt werden durfte, schätzte damals die politische Lage zwischen Ost und West sehr kritisch ein. Das allein bewog ihn, mich zu beschwören, um Gottes Willen nach den USA zu übersiedeln. Ihm sei bekannt, dass in den Rheinberge, auch in der Loreley, große Felsenkammern angelegt worden seien, ebenso in vielen wichtigen Straßen als Kanalschächte getarnt. Sie werde man Spannungsfall mit gewaltigen Sprengsätzen bestücken, die bereits jetzt atomar und konventionell bereitlägen. Deren Detonation werde den Rhein aufstauen und damit unpassierbar machen. Diesem Ersts Schlag solle ein zweiter folgen, ein gnadenloser und schmutziger Atomkrieg, der das rechtsrheinische Westdeutschland auslöschen und atomar so verwüsten werde, dass dies zur Eindämmung der konventionell überlegenen Ostmächte führe. Wenn es erst so weit käme, gäbe es für mich keine Chance zu entkommen. Ich solle nach Amerika kommen; für einen Lehrer gäbe es dort immer Arbeit, zumal wenn er für mich bürge.

Etwa 6 Jahre später kam mein älterer Freund noch einmal nach Deutschland. Er hatte seiner Frau versprochen, dass er einmal mit ihr in das Land ihrer Vorfahren fliegen werde - und dazu augenzwinkernd gesagt, er wolle auch noch einmal nach mir sehen. Ford war inzwischen wieder Versicherungsagent gewesen, hatte - als leidenschaftlicher Pall Mall Raucher - einen Herzinfarkt erlitten, und wusste, dass er nicht mehr lange leben würde. Das Ehepaar Ford flog getrennt; mein Freund traute der Flugsicherheit nicht so recht. Während seine Frau direkt nach Württemberg in die Heimat ihrer Voreltern flog, war er schon zwei Tage früher nach Frankfurt gekommen, wo wir seine Fluggesellschaft gebeten hatten, ihn am Flughafen ausrufen zu lassen und ihm einen genauen Wegeplan nach Oberweyer zu überreichen. Dort war ich damals Lehrer, und wohnte mit meiner Frau und damals schon drei unserer Kinder im Schulhaus, vor dem an jenem Sonntag der Kirmesplatz war.

Unser Ältester, Johannes, damals 5 Jahre alt und seinem Vater als Kind nicht unähnlich, konnte trotz Kirmes und Karussell die Ankunft des Mr. Ford aus Amerika kaum erwarten und bezog deshalb am Dorfeingang Wachposten, und als der dann wirklich nach Oberweyer kam, sah Ford den Jungen am Wegrand und wusste, dass er richtig angekommen war.

Erneut versuchte Donald uns zu überzeugen, dass wir in die Staaten auswandern müssten, so kritisch triebe der Kalte Krieg zwischen Ost und West auf immer wahnsinnigere Höhepunkte zu. Und Donald wusste, dass das Lieblingsspiel seiner

Landsleute das Pokern war, und befürchtete, da der Osten im Schachspiel den Amerikanern weit überlegen war; dass der nächste geschickte Schachzug oder die nächste Pokerrunde zur Zündung des nuklearen Supergaus führen werde.

Als wir uns am nächsten Tag trennen mussten, taten wir es im glücklichen Bewusstsein, uns noch einmal gesehen und umarmt zu haben. Seine Frau teilte uns einige Monate später mit, dass Donald einen zweiten Herzinfarkt nicht überlebte, und fügte hinzu, sie sei dankbar, dass er mit ihr die wundervolle Reise nach Deutschland unternommen habe.

Die im folgenden Jahr heraufbeschworene Kubakrise bestätigte Donalds Warnungen, machte aber auch aller Welt klar, wohin eine solche Politik führt. Er hat das Aufatmen der Menschheit unter der folgenden Entspannungspolitik leider nicht mehr erleben dürfen.